

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 115 (1989)

Heft: 10

Artikel: Die grosse Tugend der kleinen Appenzeller

Autor: Knobel, Bruno

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-602455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

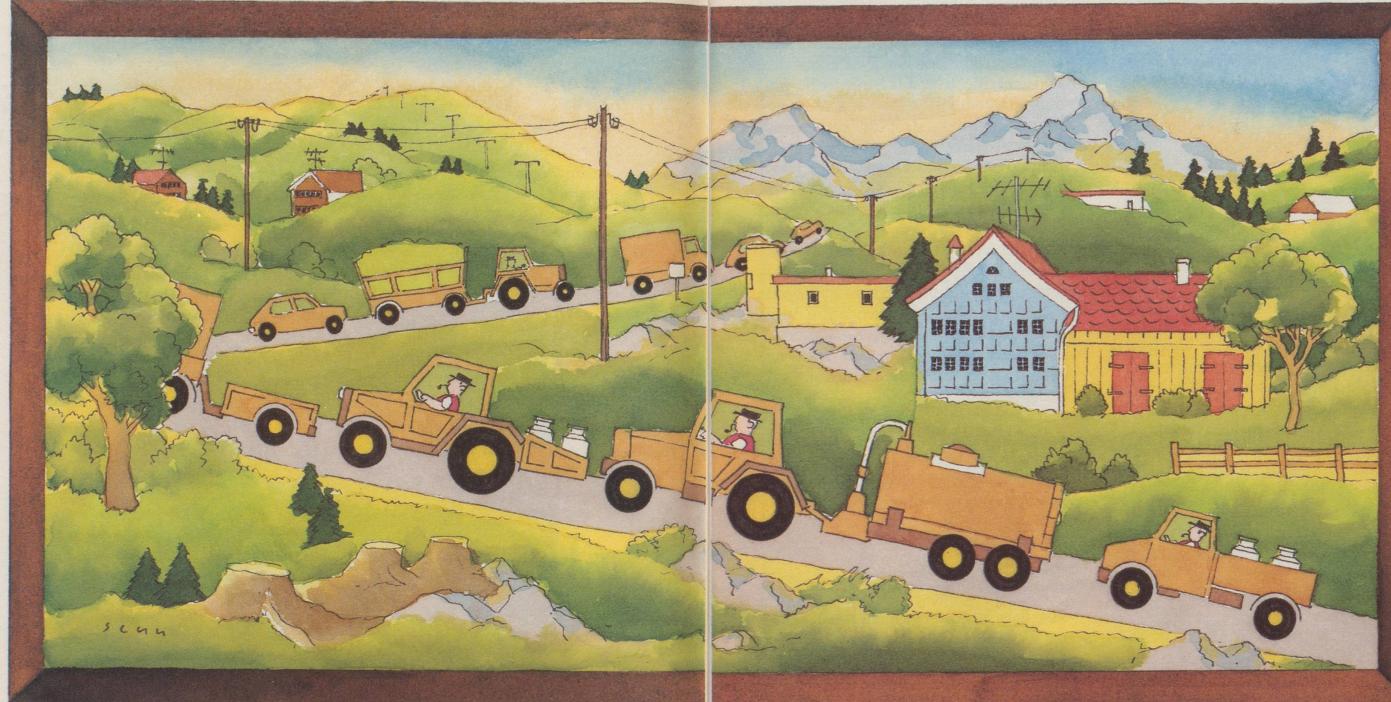
Ein aus der Ostschweiz stammender Bundesrat (in der Schweiz ein Bundesminister), bis vor wenigen Jahren im Amt, hielt an einer Ausstellung von Bauernmalerei eine Ansprache und bezeichnete einen berühmten Vertreter dieser Kunstmuttergattung, der im vorigen Jahrhundert gelebt hatte, als *Innerrhoder* – obwohl er ein *Ausserrhoder* war. Über diesen schwerwiegenden Irrtum war man in beiden Zwillingskantonen gleichermassen entrüstet, ja entsetzt. Denn zu gewaltig sind die Unterschiede. Beide Seiten zu würdigen, würde deshalb zu weit führen; das Augenmerk sei denn auch bloss auf Appenzell Innerrhoden gerichtet, auf den bevölkerungsärmsten und flächemässig zweitkleinsten Kanton. Und das eben ist der bemerkenswerte Punkt. Um trotz dieser Kleinheit (die der gesamtschweizerische Witz bekanntlich auch auf die Körpergrösse der Appenzeller bezieht) im Gespräch zu sein und das Interesse für sich wachzuhalten, bedient sich das Ländchen am Fusse des Säntismassivs einer raffinierten Werbung, einer grossartigen Public Relation, die ihresgleichen sucht. Der bedeutendste Zweig der weiss Gott nicht kleinen Appenzellischen Volkskunst besteht nämlich in der Kunst, falsche Klischees über Appenzeller nicht etwa abzulehnen und zu korrigieren, sondern mit Nachdruck und unnachahmlicher Kühnheit zu kultivieren nach dem Motto «Aus der Not eine Tugend machen».

Der Witz mangelnden Witzes

Beim Umgang mit real existierenden Appenzellern erweist sich rasch, dass sie keineswegs witziger sind als etwa die Thurgauer oder Walliser und längst nicht so geistvoll witzig wie die Romands, und dass sie deshalb auf einen Witz, der auf ihre Kosten geht, etwa ebenso unwitzig-giftig reagieren wie jeder andere helvetische Volks-schlag.

Aber da war es im 18. Jahrhundert geschehen, dass der deutsche Schriftsteller Johann Gottfried Ebel in seiner «Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz» geschrieben hatte: «Überall spricht man mit eignem Wohlgefallen von diesem Witz, Verstand und kraftvollen Bergvolke» der Appenzeller. Und wie es so geschieht: Andere Autoren bastelten fortan emsig an dieser Legende weiter, verbreiteten und festigten die Mär vom Witz des Appenzellers. Und da zeigt sich sogleich die prägende Wirkung eines Images. Den feinen Unterschied zwischen Witz und Witzen kühn übergehend, entschloss sich der Appenzeller, dem Ruf, witzig zu sein, gerecht zu werden. Und dank

Die grosse Tugend der kleinen Appenzeller



eines leidlich guten Gedächtnisses hortet er einen Vorrat von Witzen, aus dem – je nach Gelegenheit – Passendes oder Unpassendes abgerufen wird. Damit wuchs er sogar über seinen Ruf weit hinaus, was das Image bis zu einem Grad erweiterte, dass heute in Appenzell ein Sakrileg wäre, dem Einheimischen Mangel an Witz – ausgerechnet das! – auch nur anzudeuten. Anderseits ist freilich einzugehen, dass sich ja schon auch *der* über ein gehöriges Quantum an höherem Witz ausweist, welcher auf solche Weise ein Vorurteil glaubwürdig zu machen versteht. «Klein, aber oho!» kann man dazu nur bewundernd sagen mit dem Wortlauf jener Schlagzeilen, die einst über den Kommentaren standen, welche die weltsche Presse zum Appenzeller Umzug an der Expo 64 in Lausanne machte. Das Oho galt dem Umstand, dass die Appenzeller im Umzug inmitten ihrer folkloristischen Gruppen auch Gruppen von Ausländern mitführten – und das war echter Witz gewesen, sogar leicht ironisch gefärbt angesichts des damaligen gesamtschweizerischen Überfremdungs-Geschreis und der landi-

Jeder Bauer ein Maler

Berühmt ist das Appenzellerland auch wegen seiner Bauernmalerei. Diese gab es einst in der Tat. Da lebten im 18. Jahrhundert Bauern, die malten nebenbei noch. Und sie malten, was ihnen am nächsten stand: Vieh und Haus und Hof. Da die Stückzahl Vieh Ausdruck des bäuerlichen Reichtums war, wurden mit Vorliebe unendlich lange Reihen von Kühen im Alpaufzug gemalt. Das verpflichtet.

Heute wird man im Appenzellischen dem einstigen Ruf, Hort der Bauernmalerei zu sein, gerecht, indem ganz einfach jeder malt, auf Teufel komm raus. Aber nicht etwa, um darzustellen, was dem Maler – heute – am nächsten steht. Denn es werden keine Traktoren oder Personenautos, auf den Häusern keine Antennen und neben dem Stall keine Silos gemalt, so wenig wie Skiliftrassen im Wiesengrün. Sondern es

wird strikt kopiert, was und wie die Alt-vorderen gemalt hatten. Serienmäßig wird die angeblich heile Welt von ehemal unermüdlich fortreproduziert, folkloristisch, aber rationell, kunstmarktlückenfüllend. Da sie im legendären Ruf stehen, Bauernmaler zu sein, sind und bleiben sie's eben, bewahren so die Besucher von auswärts vor herben Enttäuschungen und stärken so den (auch eigenen) Glauben, dass wirklich *ist*, was nun einmal gemäss unabänderlichem höherem Ratschluss ganz einfach *sein muss*. Raffinierter geht's nicht mehr; und man versteht den deutschen Gelehrten Christoph Meiners, der im 18. Jahrhundert geschrieben hatte, die Appenzeller würden von der ganzen übrigen Schweiz als das *geistvollste Hirtenvolk* gepriesen. Auch das verpflichtet.

Angesichts des Fortschritts und der damit verbundenen allgemeinen Nivellierung in aller Welt ist es gewiss nicht mehr einfach, mit etwas Besonderem die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Das merkten die Appenzeller schon bald nach der Französischen Revolution, die mit dem Absolutismus auf-

Eigenem, Unverwechselbarem ausgesondert ...» sind. Wie dieser Beweis gelungen ist – das nötigt, oho! – Respekt ab. Grund genug für den Appenzeller, sich diesen Respekt zu erhalten. Als demokratisches Alibi hat er die Landsgemeinde.

Allüre der Rückständigkeit

Die Dominanz der Landwirtschaft verpflichtet den Appenzeller, bauernschlau zu sein; und so ausgestattet weiss er natürlich genau, dass heutzutage beim Kleinen nur noch liebenswerte Rückständigkeit die Chance hat, von der fortschrittbefordenden Mehr- und Menschheit überhaupt wahrgenommen zu werden. Also denn eben!

Gewiss, es gab einmal eine Zeit der fehlgeleiteten Fortschrittsgesinnung in der Schweiz, als man die Appenzeller sehr ungängig fand, weil sie den Frauen das Stimmrecht vorenthalten. Immerhin schwang in der Betroffenheit der Kritiker stets auch eine gewisse Verblüffung mit darüber, dass es ein derartiges staatsbürgliche-neandertalhaftes Relikt überhaupt noch geben kann. Und eben genau in dieser Emotion der übrigen Schweizer entdeckte der Appenzeller seine Chance. Er hat nämlich gegen das Frauenstimmrecht überhaupt nichts, ebensowenig wie der Berner oder Zürcher. Aber warum nicht die Rückständigkeit kultivieren und stilisieren zu einem «Charakteristikum eines Bergvolkes», zur fremdenverkehrsfordernden Besonderheit, zum Ausdruck einer vom sogenannten Fortschritt noch nicht angekränkelten Originalität, die man – bitte, Willkomm allersets! – besichtigen kann wie einen Primaten im Museum, da man ja (ausser den Bergen, die man aber nicht selber aufstellen) weder ein Münster noch einen See anzubieten hat? Es ist fast ungläubhaft und wiederum auf eine gewisse Art von schlagendem Witz: Jedermann und jeder Ort oder Kanton versucht sich – und oft genug vergeblich – attraktiv zu machen mit dem, was er *hat*. Appenzell erreicht dies mit etwas, das es *nicht* hat. Weshalb also soll der Appenzeller das ändern? Es wird die Zeit kommen, wo Eskimos und Asiaten Gruppenreisen ins Appenzellische veranstalten werden, um im Leben wenigstens einmal jene Region der Welt zu sehen, wo es das Frauenstimmrecht *nicht* gibt.

So bastet der Appenzeller unentwegt und überaus erfolgreich an seinem Image und gibt sich so, wie man ihn sehen möchte.

Es ist ganz einfach toll; aber, um mit Shakespeare zu schliessen: «Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode.»